



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

Freytag über diese Literatur-Epoche

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

und dass der Ausdruck dieser Empfindungen als ein nicht zu überhörendes oder umzudeutendes Zeugnis bei den Dichtern vorliegt, ja durch mancherlei Berichte der Geschichtschreiber verstärkt wird.

Nach alledem haben wir nun unsere Frage zu erneuern, woher dieser poetische Taumel kommt. Mag das Leben sein wie es will, so braucht die Literatur nicht der adäquate Ausdruck des Lebens zu sein. Liebesfreuden werden von den Griechen anders literarisch behandelt, als von den Minnesingern. Dass die Frauen so schwer zu erringende Güter gewesen sind, wie etwa einmal die Männer (Faust II, 1, Rittersaal, Gespräch der jungen Dame, der älteren und ältesten und Aristoph. Eccles. 877—1111), passt nicht auf die mhd. Zeit. Daher können wir kaum anders, als uns an den Modetaumel erinnern. Ähnlich scheint die Meinung Gustav Freytags zu sein. Denn er gesteht (Bilder a. d. d. Verg. I gegen Ende, S. 519, f. 1882), dass die Liebe des Ritters nicht eine grosse Leidenschaft gewesen sei, sondern ein phantastisches Spiel; er nennt jene Sentimentalität kindisch und eine arge Verbildung, er weist darauf hin, dass seit dem Ende des elften Jahrhunderts die eleganten Damen der Provençalen und Normannen mit ihren vertrauten Sängern nach dem Morgenlande kamen und dass deren Liebesabenteuer das grosse Interesse der Heere waren. Dort lernten die Deutschen, dass es dem Ritter zieme, sich eine edle Dame zur Herrin zu wählen, in ihrem Dienste Gefahren zu bestehen, durch Rittertat und Liebeslied um ihre Gunst zu werben, um Ring, Band oder Schleier, den man an die Rüstung heftete, um Liebesblick und Erhörung. Der mode-mässige Betrieb dieser Dichtung äussert sich denn auch in ermüdender Variation stehender Gedanken, Prädikate und Situationen.

Freytag und Schultz stimmen also darin überein, dass die Mode zur Erklärung helfen muss. Nun ist sie freilich keine ausreichende Erklärung, sondern selbst etwas oft Unerklär-

Bruchmann, Psychol. Stud. z. Sprachgeschichte.

19

liches. Aber wir brauchen nicht viel Worte darüber zu machen. Dass die Menschen Brot essen, ist nicht Mode, obwohl es fast allenthalben geschieht. Dass die Menschen, sobald sie literarische Wesen geworden sind, das verherrlichen, was sie gern haben, ist nicht eine Neigung, welche wir Mode nennen. Wir bezeichnen vielmehr mit Mode, selten um damit ein anerkennendes Urteil zu fällen, eine Erscheinung, welche vorübergehend ist, die keinen rechten Sinn hat, die mehr einem blinden Willensdrang nach Abwechslung, als einer verständigen Überlegung gerecht wird, die irgend einer plötzlich auftauchenden Geschmacks-Verkehrtheit der sich langweilenden, an Geld oder Zeit Überfluss habenden Menschen entspringt, als einem dauernden und zu rechtfertigenden Bedürfnis. So scheint denn auch in Deutschland (von der Provenze einwandernd) die Weiber-Mode zu erklären als eine literarische Verstierung. Man machte die Sache zuerst nach, weil etwas Neues, mag es gut oder schlecht sein, zur Nachahmung reizt. Später wurden diese poetischen Redensarten wol vertieft, mit wirklicher Empfindung ausgestattet. Aber Worte haben Macht, und wer die rechte Zeit findet, ein neues Wort auszusprechen, muss oft über die ungeheure Dankbarkeit der Menge staunen, die das Wort begierig aufnimmt, als wäre ihr damit ein köstlicher Schatz gegeben, ein erstaunlicher, nicht auszuschöpfender Inhalt, ein Massstab des Urteils, welcher alles „schulmässige“ Denken überflüssig macht, eine Formel, welche den Adepten von der stumpfsinnigen Menge der Nicht-Bekennen scheidet. Dass solche Verstierung öfter angetroffen wird, liesse sich zeigen: aber da sie oft Modesache ist, so ist jedes weitere Beispiel nur zu kritischer Betrachtung geeignet und diese erfordert, was hier zu weitläufig wäre, nicht nur die Darstellung des Unrichtigen, sondern auch die Begründung des Richtigen. Die Verwandtschaft literarischer Verstierung mit der Mode zeigt sich natürlich nicht am wenigsten darin, dass in beiden Fällen die Menschen sich blind der Tyrannie unterwerfen.

Nun kann man sagen: alles ist Mode. Nicht nur Hegel und Schelling waren Mode, auch Kant war und ist Mode. Nicht nur Schiller und Goethe sind Mode, auch das Nationalitätsprincip und der christliche Glaube sind Mode. Wir brauchen nur die Zeiträume etwas grösser zu nehmen, wozu uns die Paläontologen freigebigst ermächtigen. Sind dies die beiden charakteristischen Eigenschaften der Mode-Erscheinung, dass sie vorübergehend ist und dass sie später als überwundener Standpunkt betrachtet wird, so gibt es kaum etwas in der Welt, was nicht unter den verpönten Begriff Mode unterzuordnen ist. Das Antlitz unsrer Erde sogar möchte einem Beobachter, der nicht nach unsrer kümmерlichen menschlichen Zeit misst, seine Moden zu haben scheinen. Vielleicht kehren einem solchen Beobachter die für ihn nicht sonderlich auffälligen Zeiten wieder, da die Erde den blauschimmernden Schmuck des mittelländischen Meeres an einer andern Stelle tragen wird, als jetzt, an derselben, wie früher. Vielleicht kommen bei den Menschen, als welche sich dem Engeldasein immer mehr annähern, einmal die Beine ab und sie werden kugelig. Wie? wird man sagen. Nun, manche Würmer haben Gott weiss wieviel Beine; die Schmetterlinge und Käfer haben bloss noch sechs, die Säugetiere bloss noch vier, die Vögel, die sich den Engeln durch ihre Erhebung über die Erde und freie Bewegung im Raume noch mehr nähern als die Säugetiere, so wie der Mensch, der mit seinen Gedanken alle Tiere überfliegt und nach seiner eignen Meinung sogar nur noch halb Tier, halb schon Engel ist, haben bloss noch zwei. Bei jeder neuen Annäherung an die Engelstufe fallen je zwei Beine weg. Verliert also der Mensch die seinigen, so könnte er dadurch wenigstens sich der Engelnatur nähern (Fechner, Vergleichende Anatomie der Engel III — Kl. Schr. p. 221). Vielleicht endlich fängt das Rad der Zeit einmal an, sich rückwärts zu drehen, statt, wie bisher, immer vorwärts (Fechner, Kl. Schr. p. 273 f. Vier Paradoxa. 2. Der Raum hat vier Dimensionen